

Das weiße Zimmer

Roman von Vergas Dume.

(16. Fortsetzung.)

„Hörst Du bis vor das Haus?“
 „Nein. Im Deinetwillen hielt ich für besser, das nicht zu tun. Ich ließ die Drohsteine an der Seite halten und ging dann zu Fuß bis zur Villa Mar. Ich sah keinen Menschen. Nun ging ich in den Garten. Du warst aber nicht da. Darauf begab ich mich ins Haus. Ich sagte mir zwar, Du würdest nicht mehr da sein, aber ich ging doch hinein, weil ich dachte, vielleicht hättest Du einen Brief für mich hinterlassen. Außerdem sah ich Licht im weißen Zimmer. Ich ging also hinein. In dem weißen Zimmer sah ich vor dem Piano eine schwarzgekleidete Frauengestalt liegen, mit dem Gesicht nach oben. Sie war tot. Ich erkannte sie, es war meine Cousine. Ich war wie gelähmt vor Entsetzen. Ich drehte die Türe um und entdeckte die Wunde im Rücken. Sie war ermordet worden. Ich war ganz verwirrt und meines klaren Gedankens beraubt. Erst wollte ich Lärm schlagen und die Polizei rufen, dann verwarf ich jedoch diesen Gedanken, weil ich fürchtete, man werde mich für den Mörder halten.“

„Aber Du hast doch kein Motiv zu dem Mord“, fiel Laura ein. „Glaubst Du genügt, daß Du Deine Cousine beerben würdest?“
 „Das wollte ich damals noch nicht“, unterbrach sie Arnold, „ich erfuhr es erst später und war sehr erstaunt darüber, daß Flora mich zu ihrem Unterjohler ernannt hatte. Als ich jene fürchterliche Entdeckung machte, war ich wie von Sinnen. Ich geriet mit dem Kopf, wie Flora in dieses Zimmer gekommen sein möge. Dann kam mir der Gedanke an unsere Verwandtschaft und doch ich den Hauschlüssel besaß! Oh, Laura! begreifst Du noch nicht, daß ich den Kopf verlor? Ich wartete auf eine günstige Gelegenheit zur Flucht, ging die Treppe hinunter und öffnete die Tür. Der Polizist Miller stand vor der Gartentür. Schließlich ging ich hinaus, trat an ihn heran und sprach mit ihm. Darüber haben ja die Zeitungen berichtet. Unterwegs verlor ich den Schlüssel. Natürlich nahm man insorgedessen an, ich hätte mit dem Verdachten etwas zu tun. Ich melde mich nicht von selbst. Jetzt, da ich Flora beerbte, dürfte ich das erst recht nicht wagen. Da hätten wir also das Motiv zu dem Verbrechen.“
 Arnold ging hierüber erregt im Zimmer hin und her — kein Mensch würde an meine Schuldlosigkeit glauben. Frage nichts mehr, Laura! Die Gefahr in der ich schwebte, macht mich noch wahnsinnig.“

„Armer Schatz!“ Laura erhob sich und lächelte ihm gütlich. „Ich glaube an Deine Schuldlosigkeit. Wir werden den Mörder schon finden! Hast Du jemanden im Verdacht?“
 „Nein, ich weiß nur wenig über meine Cousine. Aber ich werde alles daran setzen, die Wahrheit zu ergründen. Ich glaube, Professor Vocaros hält mich für den Mörder Floras. Warum — das ist mir allerdings unbegreiflich. Er kann doch nicht wissen, daß ich in jener Nacht in der Villa war! Er führte mich diesen Jocher zu und, um jedes Mißtrauen zu zerstreuen, betraute ich diesen Mann mit der Aufgabe, nach dem Mörder zu forschen.“
 „Oh, Arnold, Du hast diesen Blutwut auf Deine eigene Spur gebracht!“
 „Ja, es mag töricht klingen, aber es ist eine ganz kluge Idee. Selbst dann, wenn es Jocher, entdeckt, daß ich in der Villa war, wird er schweigen, wenn ich ihn gut bezahle. Er ist ein feines Subjekt, das habe ich heute erfahren. Vielleicht entdeckt er den wirklichen Mörder, dann bin ich von dieser entsetzlichen Angst befreit. Entdeckt er ihn nicht, so wird er mich nicht verraten, solange ich ihn bezahle. Ich fürchte ich nicht — aber den Professor fürchte ich.“

„Nun, vielleicht entdeckt Jocher den Mörder. Aber, Arnold, wie steht es mit dem Dolch?“
 „Er ist mein Eigentum. Als ich ihn Dir damals gezeigte, ging ich zu meiner Cousine. Ich muß ihn dort haben liegen lassen. Flora scheint ihn mit in die Villa Mar genommen zu haben — zu welchem Zweck oder aus welchem Grund — das weiß der liebe Gott! Was fange ich nun an, Laura?“
 „Antworten! Antworten!“ sagte sie beunruhigt. „Die arme Frau ist nun schuldig. Du bist schuldig und das muß bewiesen werden. Behalte den Jocher als Detektiv. Ich werde Herrn Tracey bitten, mit zu helfen.“

13. Kapitel.

Herr Jocher war ein Mann, der auf der Bühne des Lebens schon manche Rolle gespielt. Er liebte das Geld über alles, weil es ihm die verschiedenen Genüsse des Lebens verschaffte, an denen ihm besonders viel

gelegen war. Bis jetzt hatte er es aber noch nicht so weit gebracht, sorglos leben zu können.
 Als Professor Vocaros zu ihm kam, ergriff er dessen Vorschlag, die Spur des Mörders zu verfolgen, mit laudend Freuden, denn er hoffte ein tüchtiges Stück Geld aus dem unpraktischen Gelehrten herauszuschlagen. Er wollte ihn ordentlich auspressen. Die Andeutung, daß er von dem Professor nun nichts mehr zu erwarten habe, war allerdings für Jocher eine große Enttäuschung, denn er sagte sich, daß der wirkliche Erbe Arnold Calvert, sich nicht so leicht „über Ohr haufen“ lassen würde wie der Professor. Um so größer war daher seine Freude, als der junge Schauspieler ihn beauftragte, den Mörder Flora Brands ausfindig zu machen. Eine leichte Aufgabe war das schließlich nicht.
 „Vor allem muß ich jetzt ergründen“, sagte sich Jocher, „es ist nachdenklich in seinem Bureau, daß, was für ein Mensch dieser Calvert ist. Hauptfrage ist, daß ich soviel wie möglich Geld aus ihm herauslöse.“

Vor allem machte sich dieser Herr nun daran, verschiedene Schaulustler aufzusuchen, mit denen er näher bekannt war. Unter anderen Geschäften, die Jocher im Leben betriebe, hatte er auch einmal eine Theatertournee inne gehabt, woher er noch ziemlich viel Beziehungen zu Schauspielern besaß. Das allgemeine Urteil, das Jocher auf seine Entdeckungen hin über Arnold Calvert hörte, lautete: Er sei ein herzenguter Mensch und besitze einen ziemlich floranten Willen, er habe aber kein besonders großes Talent zum Schauspieler. Das war Jocher nun allerdings nicht maßgebend, denn er wollte zur Geringe, wieviel Geld und Ruhm beim Theater herrschen. Er nahm sich vor, sich mit eigenen Augen von Calverts Können zu überzeugen.

Herr Jocher besuchte eines Abends das Vittoria-Theater. Das neue Stück war nicht besonders zugängig, es war auch nicht viel wert. Am interessantesten war der zweite Akt, in welchem ein Maskenball stattfand. Arnold Calvert erschien als Venetianer und sah in dem mit goldenen Worten besetzten schwarzen Samitum sehr vorteilhaft aus. Während der Szene hatte er den Dolch zu ziehen; das lenkte Jochers Aufmerksamkeit auf die Tatsache, daß er eine solche Waffe trug. Aber er maß dem keine Wichtigkeit bei. Erst im letzten Akt stieg Jocher. Wie Calvert in diesem ersah, sah er auf ihn genau die Beschreibung, die der Polizist Miller von dem jungen Mann gegeben, den er in der Mordnacht getroffen! Der Knabe, der rotlockige Spitzbart und der Dolch — das alles gab ihm viel zu denken. Und Calvert war mit der Schwägerin des Herrn Heller verlobt!

„Wenn nur dieser Calvert nichts mit der Mordgeschichte zu tun hat“, Professor“, sagte Jocher noch an demselben Abend zu Vocaros.
 Der Gedanke, dem natürlich viel daran lag, möglichst immer schnell zu erfahren, was Jocher erachtete, hatte sich mit ihm für diesen Abend in einem Restaurant verabredet. Mit seinen glühenden Augen und seiner leidenschaftlichen Art sah er heute noch abgelenkter aus als gewöhnlich. Infolge der bitteren Enttäuschung, die ihm Flora Brands Testament bereitet, empfand er einen tiefen Groll gegen Arnold Calvert; Grund zum Argwohn gegen Arnold hatte er aber nicht. Und hätte er einen solchen gehabt, so würde derselbe hinsichtlich Calvert, der Calvert sich bereit erklärte, Jocher als Detektiv zu beschäftigen. Sein vernünftiger Mensch würde so dumm sein, sich einen Detektiv auf die eigene Spur zu begeben! Als Jocher die Bemerkung bezüglich Calverts getan, schaute der Professor fragend an.
 „Ich habe darüber meine besondere Idee“, erklärte der letztere. „Calvert ist mit Fräulein Mason verlobt. Und im Hause von deren Schwager wurde Flora Brand ermordet. Heller muß also etwas wissen.“
 „Das sehe ich nicht ein“, versetzte Jocher. „Sie urteilen zu schnell, Professor. Allerdings liegen Verdachtsgründe vor; da Calvert aber jeden Abend im Theater aufgetreten ist, sind sie nicht stichhaltig. Um näheres über ihn zu erfahren, habe ich Calverts Stellvertreter am Vittoria-Theater für heute abend eingeladen.“ Jocher sah auf seine Uhr.
 „Er muß bald kommen.“

Wie Sie vorher erwähnten, war der Professor ein, ist Calvert der junge Mann, der mit dem Polizisten Miller in der Mordnacht sprach.
 „Es scheint so. Er trug heute abend im Theater einen Knabe und einen Spitzbart, wie der Polizist be-

schrieben. Wenn er aber wirklich der Verursacher war, dann würde er doch kaum so dumm sein und in dieser Verleumdung heute noch auftreten.“
 „Und doch!“ erwiderte sich Vocaros. „Wenn Calvert auf der Bühne plötzlich anders gekleidet ginge und die Zeitungen würden darüber berichten, das hätte doch möglicherweise Verdacht erregen können.“

„Die Polizei hat aus besonderem Grunde keine genaue Beschreibung des jungen Mannes, der mit Miller gesprochen, in die Zeitungen gelangen lassen.“
 „Calvert hat das jedenfalls nicht gemerkt. Ich bin sicher, Calvert ist der junge Mann, der in der Mordnacht auf der Villa Mar kam.“
 „Aber Frau Brand braucht er deshalb nicht ermordet zu haben.“
 „Jhm fällt ein riesiges Vermögen durch ihren Tod zu.“
 „Aberdings! Aber Frau Brand ist vor neun Uhr ermordet worden! Und während dieser Zeit trat Calvert im Theater auf!“

„Das ist freilich wahr“, stimmte der Professor dieser bei. „Es ist und bleibt aber trotzdem merkwürdig — ich glaube, er ist doch der Schuldige!“
 „Hst!“ — warnte Jocher. „Nicht so laut! Es sind noch andere Leute hier. Nur seine Namen nennen! Ah, da kommt Hart.“

Der junge Mann, der jetzt an den Tisch der beiden Herren trat, war ein hübscher, aussehender, gutgekleideter Herr, der, nachdem er sein Vermögen durchgebracht, sich der Bühne gewidmet hatte, um eine Existenz zu haben. Bis jetzt hatte er aber noch keinen Erfolg gehabt. Seine Bekanntheit mit Jocher rührte daher, daß Hart einst in Spielschulden geraten, aus welcher Verlegenheit der Detektiv ihn geholt. Und Hart war ihm dankbar dafür. Mit gelangweilter Miene nahm der junge Schauspieler an Tisch Platz und erklärte, er sei halb tot. Als Jocher ihn mit Vocaros bekannt machte, nickte er nur gleichgültig.

„Sie arbeiten gut“, sagte Jocher.
 „Ja, es ist bitter hart, immer darauf zu lauern, daß man eine günstige Gelegenheit zum Auftreten erwirkt“, versetzte der Schauspieler.
 „Sie sind doch am Vittoria-Theater engagiert?“ tief Jocher.
 „Aber nur als Calverts Stellvertreter; ich habe nur einzuspringen, wenn er mal am Auftreten verhindert ist. Spielen kann er freilich nicht, von Talent ist bei ihm gar keine Spur. Ich würde aus der Rolle, die er jetzt hat, ganz was anderes machen!“

„Haben Sie nie Gelegenheit gehabt, für Calvert einzuspringen?“ fragte der Professor, der sich damit beschäftigte, kleine Bratkrümchen zu drehen.
 „Nur ein einziges Mal“, antwortete Hart. „Aber da hatte ich natürlich Bedenken, weil die Gelegenheit entsetzlichst mir.“
 „Wie kam denn das?“ fragte Jocher.
 „Ich spreche nicht gern darüber; es könnte mir in meinem Beruf schaden. Bis jetzt weiß man es nur an unserem Theater und Calvert, der ein sehr guter Kerl ist, hat mir versprochen, zu schweigen.“

„Calvert hat versprochen, zu schweigen?“ fragte der Professor mit gierig funkelnden Augen. „Um was handelt es sich denn?“
 „Also ich sollte eines Abends die Rolle Calverts spielen, der sich nicht recht wohl fühlte. Ich spielte auch im ersten Akt und ging nur so ins Zeug, bis ich so erregt wurde, daß ich krank wurde. Mein Herz ist nämlich nicht sehr stark“, fügte der Jüngling hinzu.
 „So, so“, meinte Jocher. „Sie haben ein schwaches Herz? Und was geschah, als Sie krank wurden?“
 „Man schickte sofort zu Calvert. Zum Glück war er zu Hause.“
 „Und wirklich krank?“ warf der Professor ein.
 „Nein, er hatte gefastet, er fühlte sich nicht wohl; aber er kam sofort und spielte den letzten Akt.“
 „Um welche Zeit beginnt denn der dritte Akt?“
 „Gegen zehn Uhr.“
 „Und um diese Zeit kam Calvert ins Theater?“
 „Ein paar Minuten vorher“, antwortete Hart.

„Warum hatte er sich denn krank gemeldet? War er die ganze Zeit zu Hause geblieben?“
 „Ich glaube nicht, daß er krank war, er wird ein hübschen geschwindelt haben. Ich glaube, es steckte eine junge Dame dahinter.“
 „Wie meinen Sie das?“ rief Vocaros hastig.
 Hart sagte: „Gar nichts meine ich. Ich hörte nur, wie einige Kollegen Calvert damit redeten, er stelle sich bloß unwohl, weil er ein Rendezvous mit einer jungen Dame habe.“
 „Eruignete er das?“
 „Nein. Er lachte nur und wurde rot. Calvert ist etwas schüchtern Natur.“
 „Wissen Sie, wann das war? Erinnern Sie sich des Datums?“
 „Warum wollen Sie das so genau wissen?“ fragte Hart misstrauisch.
 „Es ist nur Neugier“, mischte sich Jocher wieder ein.
 (Fortsetzung folgt.)

Der Kachelofen.

Von Fritz Müller.

Richard Breitshmidt war Beamter an der Handelsbank. Schon an die zwanzig Jahre oder so. Dort führte er das Kontorlorenz F bis H. Kunden, die mit F angingen, Kunden, die mit G angingen, und Kunden, die mit H angingen, bildeten den Umriss seiner Lebensarbeit.
 Das war nicht immer so. Richard Breitshmidt war vom Lande. Dort war sein Horizont erheblich weiter, als er noch ein Junge war. Dann bog sein Lebensweg, der Bildung halber, in die Großstadt ab.
 In der Großstadt gibt es keine Horizonte. Nur kleine blaue oder nollige Quadrate oder Dreiecke. Gibt es dort, die die Straßen aus dem Himmel schneiden. Und Richard Breitshmidts Dreieck war umgrenzt von F bis H.

War er traurig deshalb oder war er zufrieden? Wie kann ich es sagen, wo doch Richard Breitshmidt selber es nicht wußte. Wenn man zwanzig Jahre lang Kunden-Kontorlorenz von F bis H einträgt, so ist man weder traurig noch zufrieden. Gemütszustände haben keinen Platz zwischen F und H.
 Und überhaupt von F, G und H? Ah, Richard Breitshmidts Interessen wurden mit der Zeit auch draußen des Berufes auf die Straße, in die Wohnung mitgenommen. Um Richard Breitshmidts Jungelienwohnung. Ein kleiner Vogel im Käfig und ein alter Salamander in einem Aquarium waren dort die beiden einzigen Dinge, die sich nicht von F und G und H umgrenzen ließen.

Aber seine Freunde, sagt ihr, hatte er denn keine Freunde? Freilich waren da die Freunde, berufliche natürlich. Durch diese oder ward er sicher nicht aus seinem Trost gezwungen. Ein L-bis-M-Mensch und ein R-bis-T-Mensch krampt seinen F-bis-H-Mann um. Noch viel weniger ein Stammisstrag beim „Weißen Bären“.
 Gewiß, da waren noch die Bilder, das Theater. Aber Richard Breitshmidt hatte wenig Sinn dafür. Wenn man in seiner Jugend in dem großen Buch lesen durfte, das Natur heißt, wenn man, funkelnd im Gras liegend, dem ewig wechselnden Wolkenhimmel da droben gesehnt hat und die Reihe aus den Waldkuppen treten sah, steht man nicht mehr lange Stunden vor der Kasse, um ein billiges Galeriestück zu ergattern.

So kam es, daß Richard Breitshmidts Leben immer mehr auf F bis H zusammenführte. Das heißt, er selber wußte nichts davon. Unmählich wuchs er in das F bis H organisch ein und nahm es als ein Schicksal, welchem jedermann verfallt.
 Nur wenn er Sonntag nachmittags dem alten Salamander zusah und den Vogel fingen hörte, tauchte ein Bild auf. Als Knabe lief er wieder durch das Dorf mit nackten Füßen. Als übermühter Spensenzug fuhr er mit seiner Hufeisen in die Gänge und die Enten und vermischte seine Feldherrnstimme mit dem jämmerlichen Wehgeschrei des Heberviehs. Als Junge lag er wieder im Gebüß des alten Kirchturms bei der Uhr und ließ sich wohlgrün grübeln, wenn es zwölf Uhr schlug um hellen Mittag. Als Abenteurer zog er durch das Waldmoos und war auf Du und Du mit allerlei Geier. Als braver Entel saß er in den langen Winterabenden auf der Ofenbank und horchte seinem runzeligen Ahnel zu. Nein, was hatte auch die Großmutter für unersprechlich viele Geschichten erzählt können!

Aber wenn er's recht bedachte — nicht was sie sagte, war es, was die braunen runzeligen Jungenaugen leuchten machte, sondern wie sie's sagte. Diese Stimme war es, die sich in der heimlichen Ofenöffnung fing und von dort aus wie ein raunendes Wassergeräusch auf den Richard entbrang.
 Da war es, daß er nur die Stimme hörte und die Worte nicht. Zu besten hin? fragte er sich schmerzlich, als hätte er die Antwort nicht schon vor der Frage über den Bergen leuchten sehen. Ja, ja, der Kachelofen hätte dort wohl Platz gehabt.
 Ein wenig fuhr er doch zusammen: welcher Kachelofen? Doch nicht der fremde Kachelofen auf dem Speicher im Palais der Freiherren von Wolfentendorf? Z. B. meinte, sein Kachelofen selbstverständlich, nicht ein fremder.

Am andern Tage bei Geschäfts-schluß trug der Kontorlorenzhalter F bis H das alte Kontorlorenzbuch wieder an seinen Platz.
 „Den Schlüssel, bitte“, sagte er zum Hausverwalter. Dann ging er zur Garderobe vorbei und blieb einen Augenblick stehen.
 Eigentlich kann ich meinen Havelod schon jetzt gleich ansehen, sagte er sich, legte ihn eilig um und sprang die alte Treppe zum Speicher hinauf.
 Als er wieder herunterkam, trat er mit dem linken Fuß etwas fester auf, und auf derselben Seite baufste sich sein großer Havelod kaum merk-

lich. Den Schlüssel reichte er dem Portier durch das Schließfenster jener Loge. Dabei lächelte er.
 Ich werde den Schlüssel jetzt nicht mehr nötig haben, dachte er, zum 2. bezahl ich zuzupferen.
 Und dann ging er fröhlich durch die dichtgefüllten Strichen. Unterwegs trat er auf einen Augenblick in einen offenen Hausgang ein und schlug ein wenig den linken Flügel seines Havelods zurück. In dem ungewissen Schimmer einer Laterne glitzte es ihm entgegen — ein Löwe mit einem Hahn drauf, der trübe.
 Freilich stellte er sich diesen Abend in seinem Zimmer vor der großen leeren Türe auf, warf mit einem Rud den Havelod zurück und — legte den Grundstein zu einem späten Kachelofen.

„Was machen Sie da, Herr Breitshmidt?“ fragte seine gutmütige Wirtin.
 „Es ist ein Andenken an meine Jugend“, sagte er, „ich bitte um die Erlaubnis, Frau Nebendörfer, daß ich nach und nach auch die andern bringe.“
 „Aber Sie haben doch den Heizkörper dort von der Zentralheizung — ich kann doch unmöglich einen Kachelofen!“
 „Beruhigen Sie sich, Frau Nebendörfer, er soll nicht zum Heizen sein, nur zur Zierde — hier, sehen Sie.“
 Und dann zeigte er ihr den sanften Löwen mit dem trübenden Hahn.
 „Morgen bringe ich einen Ritter und dann Schlangen und damit Blumen — Blumen mit menschlichen Gesichtern, Frau Nebendörfer — können Sie sich das vorstellen — oh, es wird wunderschön!“

Und eines Sonntag war es wirklich wunderschön in seiner Stube. Undächtlich lag er vor dem Kachelofen, ganz liebevoll an ihm hin und her, legte sich wieder, befühlte die Kacheln, freizettelte den Löwen mit dem Hahn, fuhr mit dem Zeigefinger der langen Schlange über drei Kacheln nach, umschmante mit demselben Finger die Konturen der Ritter und der Heiligen, vertiefte sich in die menschlichen Blumengesichter, setzte sich wieder hin und horchte einer eingebildeten Stimme zu, die aus der Nische kam.
 Und als später noch Frau Nebendörfer herantam, hätte er sie auf ein Haar zu einem Satz vor dem Kachelofen angegangen.
 Bevor er diesen Abend schlafen fuhr, sah er nochmal an seinem Kachelofen hinauf.
 „Hm“, sagte er, „eigentlich ist die Zierde ein wenig verfrüht, es fehlen noch zwei Kacheln — na, eine morgen und die andere Dienstag — aber soll ich sie morgen, weil es doch die letzten sind, gleich alle beide?“

„Na, Herr Breitshmidt“, sagte der Kontorlorenzhalter R bis T in der Garderobe. „Sie brauchen wohlhaftig keinen Havelod mehr anzuziehen, jetzt, wo's Frühling ist.“
 „Sie haben recht“, sagte der Angeredete, „von morgen ab lasse ich ihn zu Hause.“
 Dann wartete er ein wenig, bis die Garderobe leer war, und kuschelte geschwind die leere Treppe zum Speicher hinauf.
 Das legte! dachte er, während er immer zwei Stufen auf einmal nahm.
 Als er herunterkam, suchte sich sein Havelod nach beiden Seiten unmerklich. Die letzte Treppe stieg er herunter. So frühlich wurde er dabei, daß er halblaut ein Liedchen piffte. Eben wollte er an der Portiersloge vorbei, da ging die Tür rasch auf. Eine hohe Gestalt kam herein. Es war der Direktor, der etwas bergriffen hatte.
 Mechanisch wollte Herr Richard Breitshmidt mit der rechten Hand greifen, wie er's immer tat — Rumpum — kurr — da lag die eine Ofenackel auf dem Steinboden in der Ecke.
 Starr vor Schrecken fiel auch Herrn Breitshmidts linker Arm herab —
 Rumpum — kurr — da splitterte auch die zweite Ackel auf dem Boden.

Der Portier kam heraus. Der Direktor maß den schlotternden Beamten mit einem durchdringenden Blick, blühte auf eine große Scheibe am Boden, wo die Schlange eine dreifache Zunge aus dem Maul freetzte, und hörte auf die erklärenden Worte des Hausverwalters.
 „Nun, Herr Breitshmidt“, sagte er, „was haben Sie darauf zu sagen?“
 „Es ist meine Schlange“, flötete der, „meine Blumen, mein Kachelofen, Herr Direktor.“
 „Kommen Sie mit!“ donnerte der Direktor. „Und Sie zeigen uns den Weg.“
 „Ja“, sagte er, zum Portier gewandt, hinzu.

Dann stiegen die drei Menschen über die Treppen, gingen durch einen Speicher, durch eine angelegte Türe auf den Speicher, durch eine angelegte Türe auf den Speicher des alten Palais dorer den Wolfentendorf.
 „Und jetzt fanden sie vor rohen Tonröhren und ein wenig Lehm und Strohal als elenden leberkranken Kachelofens, der in einer großen Stube auf seine letzten beiden Kacheln wartete.“
 „Herr Breitshmidt, Sie sind entlassen“, sagte der Direktor.

Parisier Nachtleben.
 Nachstellungen allerhöchster Art an der Zigarettenbahn.
 Aus Pariser Korrespondenzen geht hervor, daß sich in der französischen Hauptstadt während der Kriegszeit ein Nachtleben allerhöchster Art entwickelt hat. Die Polizei hat über 300 Häuser geschlossen, in denen nächtlicherweile gespielt, getanzt und getrunken wurde und nur Bewußtseinsmittel verkauft wurden. Alle diese Lokale wurden erst nach 11 Uhr. Die Sache begann mit der Einrichtung heimlicher Nachtneipen. Eine Anzahl von Privatwohnungen wurde in aller Stille „Bodegas“ verwandelt. Der Einlaß finden wollte, mußte entweder eine Empfehlung von einem zuverlässigen Kunden mitbringen, oder in der Begleitung eines solchen erscheinen. Hierauf erhielt er Erlaubnis, das Eintrittsgeld zu bezahlen, das sich zwischen 20 und 100 Fr. bewegte, und damit hatte er das Recht erworben, für die Nacht ein Zimmer zu mieten, wofür er durchschnittlich noch einmal das Doppelte des Eintrittsgeldes zu zahlen hatte. In diesem Räume wurden dann Branntwein und Biere, Champagner und sonstige Weine nach Belieben verabreicht — freilich zu Preisen, die drei- bis zehnmal so hoch waren, wie in den vornehmsten Gasthäusern. Da das Geschäft sich lohnte, so nahmen sich auch einige Wirtschaftler an, in diesem Bereich eine gewisse Bekanntheit zu erlangen. In der Rue de Valenciennes befand sich ein solches Lokal, das sich als „Cabinets particuliers“ räumte. Kaum hatte sich diese neue Einrichtung in Paris herumgesprochen, als sie auch föglicherweise in gewissen Kreisen die höchste Mode wurde, und besonders sollen ihr eine Menge von Süamerikanern Geschmad abgenommen haben. Zmor griff die Polizei ein und schloß eines dieser Cabarets; aber das half wenig, die Nachtlokale vermehrten sich fortgesetzt, und das heimliche Nachtleben nahm immer zu.

Im Montmartreviertel blüht der Betrieb von Bewußtseinsmitteln aller Art, die mehrere Aufsteigende erwerbende Todesfälle, u. a. den einer bekannten Tänzerin, des Fräulein Schifon, zur Folge hatten. Die Verkäufer wurden verhaftet, aber der Handel mit Kokain und Opium blühte munter weiter, nur daß er vom Montmartre in das viel vornehmer Viertel um den Arc de Triomphe überbedelte. Im elegantesten Teile der Stadt, zwischen der Avenue des Champs-Élysées und dem Bois de Boulogne, liegt die Rue de la Pompe; hier wohnte eine Ausländerin, die Nachtneipen betrieb. Das Eintrittsgeld betrug 50 Fr.; man tanzte eifrig Tango, spielte Bridge und ging bald zu Bacarat und anderen Glücksspielen, sowie zu Apachenkünsten über. Mit dies volllag von Witternacht bis Morgen hinter sorgfältig geschlossenen Fenstern, Dichten Rolläden, Vorhängen und mit Matrosen ausgeputzten Tischen. In der Avenue de Wagram wurde eines der schönsten Privathäuser in eine richtige Spielhölle verwandelt, wo zur Nachtzeit die höchsten Summen gewonnen und verloren wurden. Die Baronin de Waughan, die morgantische Witwe des Königs Leopold von Belgien, erklit hier einmal ungeheure Spielverluste, die sie, da sie gewisse Verbote begte, der Polizei anzeigte. Die Hof das Nest aus und fand u. a. drei russische Fürstinnen, zwei Rumänen, allerlei Angehörige des Adels, Jockeys, Tänzer und andere Gäste dieser Art beim vollen Spielbetriebe.

Ueberhaupt macht die Polizei bei den Kazzias auf diese Nachtlokale merkwürdige Entdeckungen; so fand sie z. B. in einer vornehmen, mit Hausrat des 18. Jahrhunderts föglich ausgestatteten Privatwohnung nahe dem Monceau-Park nicht weniger als 23 pflichtig reich geordnete Kriegslieferanten beim Spiele. Gegen eine Million Franken fand sich in dar vor; zu den Teilnehmern der hübschen Gesellschaft gehörten auch ein rumänischer „Staatsmann“ und zwei Bewerber um den albanischen Thron. Was die Länge bei diesen Nachtunterhaltungen betrifft, so begann man mit dem bekannten Tango und dem Machids, doch bald verlangte die verwöhnte Kundschaft etwas Neues. Ein „Gefangenentanz“, der von Koffagen unter dem Rufe „Kamerad, Kamerad!“ begleitet wurde, fand keinen Anhang; dagegen erlangte der „Grabenanz“ einen vollkommenen Erfolg. Auch zeichnet sich dieser Tanz wirklich durch eine sehr originale Findung aus. Von der Decke hängen lange Quasten mit Glöckchen, und wer von den Tanzenden eine der Quasten berührt und ein Glöckchen zum Lönen bringt, scheidet aus, bis zu legt nur noch ein einziger Tänzer übrig bleibt. Da die Quasten sehr niedrig hängen, müssen die Tänzer mit gedrückten Knien und Arbeiter in einem niedrigen Tunnel gehen und tanzen. Die Damen leisteten bei dieser Unterhaltung auf die hohen Kadenstübe Berdjat und schließlich tanzte alle Welt den „Grabenanz“ in Strümpfen.

„Herr Breitshmidt, Sie sind entlassen“, sagte der Direktor.

„Herr Breitshmidt, Sie sind entlassen“, sagte der Direktor.

„Herr Breitshmidt, Sie sind entlassen“, sagte der Direktor.

„Herr Breitshmidt, Sie sind entlassen“, sagte der Direktor.

„Herr Breitshmidt, Sie sind entlassen“, sagte der Direktor.

„Herr Breitshmidt, Sie sind entlassen“, sagte der Direktor.